

Vorlesung

Mittlerer Konzerthausaal, 10. Dezember *)

Theater der Dichtung

Zum 1. Male

Die Großherzogin von Gerolstein

Operette in 3 Akten (4 Bildern) von Jacques Offenbach

Text von Meilhac und Halévy

Dialog und Verstext (nach dem Wiener Regiebuch von Julius Hopp, dem Gesangstextbuch bei Bote & Bock und nach dem Original) bearbeitet und erneuert, die Couplets (Bumbum und Prinz Paul) mit Zeitstrophen versehen vom Vortragenden

Musikalische Einrichtung für den Vortrag und Begleitung:

Otto Janowitz (Staatsoper)

1. Bild: Der kleine Grenadier. 2. Bild: Der Kotillon der Großmutter.
3. Bild: Die Serenade. 4. Bild: Geschlagen.

Personenverzeichnis der Wiener Erstaufführung 13. Mai 1867 im Theater an der Wien (»zum Vorteile des Fräuleins Marie Geistinger, unter persönlicher Leitung des Kompositeurs«) und der Pariser Uraufführung 12. April 1867 im Théâtre des Variétés:

Irene, regierende Großherzogin von

Gerolstein		Frl. Geistinger	Mlle Schneider
Olga		Frl. Finali	Miles Orosini
Amélie	Ehrendamen der Großherzogin	Fr. Rott	Véron
Charlotte		„ Blasel	Maucourt
Iza		Frl. Steidler	Legrand
Prinz Paul		Hr. Blasel	MM. Grenier
Baron Puck, früher Erzieher der Großherzogin, jetzt Minister	„ Frieze	Kopp	
General Bumbum, Oberkommandant der großherzoglichen Armee	„ Rott	Couder	
Baron Grog, Oberst und Kammerherr in Diensten des Prinzen	„ Szika	Baron	
Nepomuk, Adjutant der Großherzogin	„ Jäger	Gardel	
Fritz, Gemeiner im Regimente der Großherzogin	„ Swoboda	Dupuis	
Wanda, ein Bauernmädchen	Frl. Gurowsky	Mlle Garait	
Ein Notar	Hr. Oberhofer		
Ein Page			

Herren und Damen am Hofe, Ehrendamen, Pagen, Huissiers, Offiziere, Soldaten, Marketenderinnen, Bauern und Bäuerinnen, Tambours, Musik, Verschworene

Die Handlung, um 1720, geht im ersten und vierten Bilde im Feldlager, im zweiten und dritten im Palaste der Großherzogin vor

Nach dem 1. und nach dem 2. Bild eine Pause

*) Ursprünglich auf den 28. November angesetzt.

Daß nun Herr Shaw die größte geistige Erscheinung der Gegenwart vorstellt — während Herr Richard Strauß bekanntermaßen die von Wien ist —, könnte eigentlich nur eine Betrachtung erschließen, die gleich der meinigen an diese Gegenwart nicht die größten geistigen Ansprüche stellt. Aber ich halte ihn bloß für eine Station im dichten Bahnnetz mittelenglischer Verirrungen, wenigleich für einen Hauptknotenpunkt des Verkehrs. Für die hohle Gasse, durch die alles liberalisierende und journalisierende Gelehter dieser Tage kommen muß. Für die Einkehr aller Zweifelsucht und für die tiefste Stelle im Geistesleben, in die sich der Fachsinn versenken kann. Daß die Substanz, der diese Neglerung alles überzeitlichen Wertes entspringt, Geist sein soll, bejahet den zeitlichen ganz und gar. Aber vielleicht kommt es nur daher, daß es aus dem Irtschen kommt und ins Deutsche geht, wo die ausgehungerte Phantastie leicht geneigt ist, jeden Bockstüber für den Pan zu halten. Doch im Erfolg dieses Aufreglers soll das Bedürfnis der Epoche, von der er gemacht wurde, nicht verkannt werden. Mit seinem Gemeinverständnis dementiert er das Ungemeine und mit seinem weißen Haar bürgt er für eine Generation, die den Mangel an Persönlichkeit durch den Mangel an Ehrfurcht wettmacht. Er steht in der Reihe der Antizensoren, die es, von Zeit zu Zeit, dem Nichts erlauben, sich alles zu erlauben, und die, der Zeit verfallend, jeweils von einer Freiheit höherer Würde abgeschafft werden.

Auf dem Programm nebst diesem Personenverzeichnis die folgende Bemerkung:

Eine gute Neuinszenierung hat am 13. März 1897 (bald nach der des »Blaubart«), mit Fräulein Stojan in der Titelrolle und Herrn Bauer als Fritz, Fräulein André (Wanda) und den Herren Steinberger (Paul), Natzler (Bumbum), Frank (Puck) und Korff (Grog) im Carl-Theater unter Jauner stattgefunden.

Nach der Erstaufführung hat sich die Neue Freie Presse (14. Mai 1867) nicht in dem Maße wie nach dem »Blaubart« blamiert, sondern mit ein paar Zeilen Anerkennung gespundet:

Die heutige Aufführung der »Großherzogin von Gerolstein« hatte glänzenden Erfolg; schon der erste Act sicherte ihn vollständig. Die vorgerückte Stunde zwingt uns, nur kurz zu bemerken, daß die Ausstattung der Operette brillant, die Musik lustig und graziös, das parodirende Sujet ganz ergötzlich toll ist. Sämtliche Mitwirkende, Fräulein Geistinger und Herr Swoboda an der Spitze, verdienen volles Lob. Der Componist wurde nach jedem Actschluß lebhaft applaudirt und gerufen. Näheres müssen wir für die nächsten Stunden sparen.

Bis zum 31. Mai war kein weiteres Wort eruierbar. Aber an dieser knappen Würdigung eines der holdesten Wunder der heiteren Bühne wird noch stärker als an der Blamage nach dem »Blaubart« der Kontrast fühlbar zu dem »spaltenfüllenden Enthusiasmus und Publikumsrausch, der den Gegenwartsdreck der Operette und ihrer Mittäter umgibt«, und der Vergleich fällt durchaus nicht zuungunsten der damaligen Theaterkritik aus. Und man stelle sich — von allem Unterschied der Kunstwerte abgesehen und rein vom journalistischen Gesichtspunkt aus — nur vor, was für Leute damals auf der Bühne standen und welcher Dirigent im Orchester. »Lustig und graziös«: von einem Ton dieser Herrlichkeit wären die Milliarden mit Recht verdient, zu denen eine entartete Gegenwart dem musikalischen Knotentum verhilft. Der Vortrag, der diese Großherzogin dem Unfug all der Zirkusprinzessinnen und Csardasfürstinnen entgegenstellt, verfolgt die Absicht, Lust und Grazie ihrer Musik, Ergötzen und Tollheit ihres Textes, das blühende Leben dieser sechzig Jahre alten Operette auch ohne »brillante Ausstattung« sinnfällig zu machen. Mit ihrer genialen Bloßstellung der dynastisch-militaristischen Wahnwelt macht sie diese zur Operette, im höchsten Sinne eines Genres, das, als der leibhaftige Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, in den Irrsinn seiner Sphäre dend er Wirklichkeit übernimmt und auflöst.

Wiederholt wurde die letzte Zusatzstrophe in den beiden folgenden Couplets.

Falles, in dem es ihm gelang, rühmt sich der Chefarzt der Freiwilligen Rettungsgesellschaft. Diese sei einmal in die Josefstadt gerufen worden. »Wir fanden da in der Wohnung einer Halbweltdame eine bekannte Persönlichkeit tot auf. Da mir bekannt war, daß der Mann verheiratet war, ordnete ich seine sofortige Abtransportierung durch unseren Wagen an — obwohl wir zum Leichentransport nicht verpflichtet sind — und überführte ihn in die nächste Leichenkammer mit der Motivierung, daß er erst im Wagen gestorben ist. Ich habe dadurch die Ehre eines Toten gerettet, der Witwe aber eine häßliche Erinnerung erspart«. Hätte das ‚Neue Wiener Journal‘ von der Sache früher erfahren, so hätte es vielleicht nicht versäumt, die Wohnung der Halbweltdame zu beschreiben und zu melden, daß dort u. a. die bekannte Persönlichkeit anwesend war. Aus der Schilderung des Herrn Charas aber spricht ein tiefes diskretes Verständnis für die Peinlichkeit der Situation, in der sich eine bekannte Persönlichkeit befindet, wenn sie in der Wohnung einer Halbweltdame stirbt. Die Rettungsgesellschaft ist zwar zur Hilfe in dieser Lage nicht verpflichtet, aber der Humanität sind keine Grenzen gesteckt. Was ein rechter Samariter ist, sagt sich in solchem Fall, daß es da nichts gibt als fortschaffen und schweigen, bis einst ein Reporter kommt und sich die interessantesten Fälle erzählen läßt, in denen man geschwiegen hat. Die Halbweltdame schweigt länger. Sie ist nicht einmal an die Witwe der bekannten Persönlichkeit herangetreten, um ihr eine häßliche Erinnerung anzubieten. Und wenn die Witwe nicht glücklicherweise Abonnentin des ‚Neuen Wiener Journals‘ wäre, hätte sie bis heute von der Sache nichts erfahren. So aber hat sie wenigstens den Argwohn, der ihr auch durch eine direkte Anfrage bei der Rettungsgesellschaft nicht genommen werden kann, wiewohl man dort bekanntlich mit Berufung auf das Berufsgeheimnis die Auskunft verweigert.

~~10~~ ¹⁰¹
 (auf dem Klavier steht die Briefe: gegen die Handlungsmasse des Programms.)

Kleiner Konzerthausaal, 6. Januar:

Die Großherzogin von Gerolstein.
 Wiederholungen /wie am 10. Dezember.

1.2.1880

An der Spitze des Programms, das die alten Personenverzeichnisse
 brachte:

Herr Jan Kiepura, ein Kehlkopf, hat seine Mitwirkung als Paris in der »Schönen Helena«, in einer Rolle, die den Ruhm der besten Darsteller und Opernsänger bedeutet hat, telegraphisch mit der Begründung abgelehnt: »Auftreten künstlerisch total unmöglich«. Ein Fall von Selbsterkenntnis, der bei Sängern selten vorkommen dürfte, beispielgebend in einer Zeit, wo für die Mitwirkung von Opernkraften in neuzeitlichen Schandoperetten nur das Honorar und nicht die Befähigung in Betracht kommt. Offenbach gegen das Parisurteil des Herrn Kiepura zu schützen, dürfte wohl überflüssig sein. Immerhin nötig, festzustellen, daß das Auftreten des Verfassers der »Letzten Tage der Menschheit« in Werken Offenbachs künstlerisch möglich ist.

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeite, wo ich mir sagen lassen mußte, ich versuche die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte. . . .

Finot ist Chretdakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot betriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die Sultaniopasta, ein Haaröl, die prasilianische Mixture zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe, und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er totgeschlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist korrupt; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korruptiert oder wird korruptiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermassen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden. . . .

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

Handwritten note: Musik der ...

Kleiner Konzerthausaal, 6. Januar:

(Auf dem Plakat unter der Devise: /Gegen die Operettenschande /n
der Gegenwart) /k

Die Großherzogin von Gerolstein.

Wiederholungen der Zeitstrophen wie am 10. Dezember.

An der Spitze des Programms, das die alten Personenverzeichnisse
brachte:

Herr Jan Kiepura, ein Kehlkopf, hat seine Mitwirkung als
Paris in der »Schönen Helena«, in einer Rolle, die den Ruhm
der besten Darsteller und Opernsänger bedeutet hat, tele-
graphisch mit der Begründung abgelehnt: »Aufreten künst-
lerisch total unmöglich«. Ein Fall von Selbsterkenntnis,
der bei Sängern selten vorkommen dürfte, beispielgebend in
einer Zeit, wo für die Mitwirkung von Opernkräften in neuzeit-
lichen Schandoperetten nur das Honorar und nicht die Befähigung
in Betracht kommt. Offenbach gegen das Parisurteil des Herrn
Kiepura zu schützen, dürfte wohl überflüssig sein. Immerhin
nötig, festzustellen, daß das Auftreten des Verfassers der »Letzten
Tage der Menschheit« in Werken Offenbachs künstlerisch
möglich ist.

Handwritten note: Comp

*

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeite, wo ich mir sagen lassen mußte, ich versuche die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlocke . . .

Finot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die 'Sultaniapasta', ein Haaröl, die 'brasilianische Mixtur', zahlen für ein schmerzhaftes Artikeleichen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er töge-schlagen. Das ist gemein, aber ich liebe von diesem Handwerk und hunderts andere wie ich! Glauben Sie literarische: alles in diesen beiden Welten ist korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korruptiert oder wird korruptiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermassen bedeutend ist, dann zählt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden . . .

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

Architektenvereinsaal, 22. Januar:

2. Jahrgang
13

1)
4 [2]

I. Worte in Versen / An meinen Drucker (geschrieben zu seinem 60. Geburtstag) / Dem Andenken Georg Jahodas X / Vor einem Springbrunnen / Fahrt ins Fextal / Schnellzug / Der Strom / Slowenischer Leierkasten / Grabschrift für ein Hündchen / Legende / Nächtliche Stunde / Die Nachtigall / Dialog / Dein Fehler / Das Wunder / Traum vom Fliegen / Traum / Am Kreuz / Todesfurcht / Eros und der Dichter.

II. Frank Wedekind: Konfession (erschien in der 'Fackel' Nr. 172, Dez. 1904) / Unterm Apfelbaum / Die Hunde / Der Zoologe von Berlin (erschieden in der 'Fackel' Nr. 182, Juni 1905) / Revolution (erschieden in der 'Fackel' Nr. 175, Februar 1905) / Die Wetterfahne (erschieden in der 'Fackel' Nr. 197, Februar 1906). (Musik zu allen Gedichten vom Autor). Nestroy: Lied des Kajetan (aus »Eine Wohnung zu vermieten«, Musik von Victor Junk) / Entree des Knieriem (aus der Fortsetzung des »Lumpazivagabundus«, Musik nach Angabe des Vortragenden) / Holzhackenlied (aus der »Verhängnisvollen Faschingsnacht«, Musik nach Angabe des Vortragenden; mit sechs Zusatzstrophen) / Heiraten (Nestroys Einlage in der Posse »Das Gut Waldegg« von Friedrich Hopp, Musik von Julius Hopp). — Offenbach: Szene der Götterrevolte mit dem Couplet von Minerva, Diana, Cupido, Venus, Pluto und Jupiter (aus »Orpheus in der Unterwelt«, Text nach Hector Cremieux [die Strophen des Pluto und des Jupiter wiederholt]) / Lied des Pagen Urbain [Clementine] (aus »Blaubart«, Text nach Meilhac und Halevy, auch französisch) / Couplet des Grafen Oskar und der Höflinge (aus »Blaubart«; mit zwei Original- und sechs Zusatzstrophen, die letzte wiederholt) / Couplet des Prinzen Kasimir: »Ich bin noch aus der alten Zeit« (aus »Die Prinzessin von Trapezunt«, Text nach Nutter und Tréfeu; mit den zwei Original- und einer Zusatzstrophe) / Prinz Kasimir und Chor: »Ha, dieser Empfang hat mich freudig berührt« (aus »Die Prinzessin von Trapezunt«; mit den zwei Original- und einer Zusatzstrophe.) — Karl Kraus: Die Ballade vom Papagei (Couplet macabre 1915, Musik nach Angabe nach Verfassers) / Wohnungswechsel (Musik von Mechtild Lichnowsky) / Mir san ja eh die reinen Lamperln (Oktober 1918) / Couplet des Schwarz-Drucker (aus »Literatur«) (Musik zu den letzten beiden Couplets nach Angabe des Autors.

An drei Original = 3
1/2

1)

1)

1. Jahrgang

Begleitung: Victor Junk.

sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und schickt es gerne

Halt, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Félicien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit.« »Nun«, sagte Finot, der mit Vernou auf Lousteau zutrat, »du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt.« »Du hast sie Braulard verkauft?« »Was macht's? Du bekommst schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach, daß ich's nicht vergesse! Es ist abgemacht, daß wir Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweihundert Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab, einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er will einen neuen Autor im selben Genre kreieren. Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen.« »Aber ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der Gaieté«, sagte Lousteau. »Was macht's? Du sagst ihm, der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen, du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank schuldig.« . . .

»Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der

14

Architektenvereinsaal, 22. Januar:

I

Worte in Versen

An meinen Drucker

(geschrieben zu seinem 60. Geburtstag)

Dem Andenken Georg Jahodas

Vor einem Springbrunnen / Fahrt ins Fextal / Schnellzug / Der Strom /
Slowenischer Leierkasten / Grabschrift für ein Hündchen / Legende /
Nächtliche Stunde / Die Nachtigall / Dialog / Dein Fehler / Das
Wunder / Traum vom Fliegen / Traum / Am Kreuz / Todesfurcht /
Eros und der Dichter.

II

Frank Wedekind: Konfession (erschieden in der ‚Fackel‘
Nr. 172, Dez. 1904) / Unterm Apfelbaum / Die Hunde / Der Zoologe
von Berlin (erschieden in der ‚Fackel‘ Nr. 182, Juni 1905) / Revolution [der Gung.]
(erschieden in der ‚Fackel‘ Nr. 175, Februar 1905) / Die Wetterfahne
(erschieden in der ‚Fackel‘ Nr. 197, Februar 1906). (Musik zu allen
Gedichten vom Autor). Nestroy: Lied des Kajetan (aus ›Eine
Wohnung zu vermieten‹, Musik von Victor Junk) / Entree des Knieriem
(aus der Fortsetzung des ›Lumpazivagabundus‹, Musik nach Angabe
des Vortragenden) / Holzhackerlied (aus der ›Verhängnisvollen
Faschingsnacht‹, Musik nach Angabe des Vortragenden; mit den
drei Original- und sechs Zusatzstrophen / Heiraten (Nestroys
Einlage in der Posse ›Das Gut Waldegg‹ von Friedrich Hopp, Musik
von Julius Hopp). — Offenbach: Schluß der Szene der Götter-
revolte mit dem Couplet von Minerva, Diana, Cupido, Venus, Pluto
und Jupiter (aus ›Orpheus in der Unterwelt‹, Text nach Hector
Cremieux) [die Strophen des Pluto und des Jupiter wiederholt] / Lied
des Pagen Urbain [Clementine] (aus ›Blaubart‹, Text nach Meilhan
und Halevy, auch französisch) / Couplet des Grafen Oskar und der
Höflinge (aus ›Blaubart‹; mit zwei Original- und sechs Zusatzstrophen,
die letzte wiederholt) / Couplet des Prinzen Kasimir: ›Ich bin noch
aus der alten Zeit‹ (aus ›Die Prinzessin von Trapezunt‹, Text nach
Nuitter und Tréfeu; mit den zwei Original- und einer Zusatzstrophe) /
Prinz Kasimir und Chor: ›Ha, dieser Empfang hat mich freudig
berührt‹ (aus ›Die Prinzessin von Trapezunt‹; mit den zwei Original-
und einer Zusatzstrophe.) — Karl Kraus: Die Ballade vom Papagei
(Couplet macabre 1915, Musik nach Angabe nach Verfassers) /
Wohnungswechsel (Musik von Mechtild Lichnowsky) / Mir san ja eh
die reinen Lamperln (Oktober 1918) / Couplet des Schwarz-Drucker
(aus ›Literatur‹) (Musik zu den letzten zwei Couplets nach Angabe
des Autors).

Begleitung: Victor Junk.

*

sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und schickt es gerne . . .

Halt, da ist Fintot, der Chef meines Blattes; er plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Flicien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit.« »Nun«, sagte Fintot, der mit Vernou auf Lousteau zutrat, »du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt.« »Du hast sie Brulard verkauft?« »Was machts? Du bekommst schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach, daß ich's nicht vergesse! Es ist abgemacht, daß wir Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweihundert Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab, einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er will einen neuen Autor im selben Genre kreieren. Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen.« »Aber ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der Gaieté«, sagte Lousteau. »Was machts? Du sagst ihm, der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen, du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank

schuldig.« . . .
»Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schön das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der

7

Kleiner Konzerthausaal, 24. Januar:

I. Literatur und Lüge (Band I in Vorbereitung): Aus einer Literaturgeschichte, die als Lehrmittel dient (Ungedruckte Gegenüberstellung) / Aus: Warnung vor der Unsterblichkeit (1913) / Aus: Desperanto [Harden-Lexikon] (1908—1913) / Notizen: Welchen Erfolg hatte Rose Bernd? (1904); Mein Gutachten (1911); Erklärung (1902) L / 1 L. —
Die neue Art des Schimpfens (1911).

II. Abenteuer der Arbeit. — Zur Sprachlehre.

Auf dem Programm:

Der Vortragende ist sich wohl bewußt, daß dieses Kapitel zur Sprachlehre, nicht vielen Lesern zum Dank geschrieben, vielleicht nur wenige Hörer befriedigen möchte. Wenn er sich eben diesen damit verpflichtet, so darf er es doch nicht ohne ausdrückliche Warnung der ändern in das Programm aufnehmen. Denn was Lesern nur eine Schwierigkeit bedeutet, auf die sie verzichten öder mit der sie's immer von neuem versuchen mögen, kann Hörern eine Pein sein. Darum muß solchen, die, etwa gar als Neulinge, nur ein Interesse an Stofflichem in diesen Saal geführt hat, gesagt werden, daß es sich im Kapitel zur Sprachlehre um Dinge handelt, die lediglich zur Belehrung dienen, und daß einem Vortrag über Konjunktive, Pronomina, Tempora, Kasus und dergleichen Hindernisse einer angeregten Unterhaltung eben diese nicht abzugewinnen wäre; wiewohl gerade in solchem Zusammenhang die Welt zwischen Neuer Freier Presse und Bekessy eine beträchtliche und namentliche Rolle spielt. Doch geht es hier an kein Schädelspalten, nur an ein Haarspalten, und eben dieses würde ein Kopfzerbrechen erfordern, welches nicht jedermanns Sache ist. Ein Verlassen des Saales nun während des Vortrags dürfte bei aller Achtung vor der geistigen Ehrlichkeit solchen Entschlusses doch auf wenig Sympathie bei den Hörwilligen stoßen, denen die natürliche Schwierigkeit durch die Störung vermehrt würde. Nun aber, da einem »Discite moniti!«, welches ja den Inhalt des Vortrags bildet, eine Warnung, zu lernen, vorangeschickt ist, darf auch der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß keiner, der nur den Willen des Herzens hat, zu hören und die Sprache, die er spricht, kennen zu lernen, es bereuen wird. Ihn wird, wengleich zunächst befremdend, eine leidenschaftliche Pedanterie nicht abstoßen, an Dinge gewendet, die schließlich auch ihm wichtiger erscheinen könnten als alles, was es im Staats- und Gesellschaftsleben gibt und welche der Gewinn sein werden an einer geistigen und moralischen Zucht, die ihm eben dort abhanden kommt.

sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und schickt es gerne

Halt, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Félicien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit.« »Nun«, sagte Finot, der mit Vernou auf Lousteau zutrat, »du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt.« »Du hast sie Braulard verkauft?« »Was macht's? Du bekommst schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach, daß ich's nicht vergesse! Es ist abgemacht, daß wir Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweihundert Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab, einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er will einen neuen Autor im selben Genre kreieren. Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen.« »Aber ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der Gaieté«, sagte Lousteau. »Was macht's? Du sagst ihm, der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen, du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank schuldig.« . . .

»Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der

15

Kleiner Konzerthausaal, 24. Januar:

I. Literatur und Lüge (Band I in Vorbereitung): Aus einer Literaturgeschichte, die als Lehrmittel dient (Ungedruckte Gegenüberstellung) / Aus: Warnung vor der Unsterblichkeit (1913) / Aus: Desperanto [Harden-Lexikon] (1908—1913). — Notizen: Welchen Erfolg hatte Rose Bernd? (1904); Mein Gutachten (1911); Erklärung (1912). — Die neue Art des Schimpfens (1911).

II. Abenteuer der Arbeit. — Zur Sprachlehre.

Auf dem Programm:

Der Vortragende ist sich wohl bewußt, daß dieses Kapitel zur Sprachlehre, nicht vielen Lesern zum Dank geschrieben, vielleicht nur wenige Hörer befriedigen möchte. Wenn er sich eben diesen damit verpflichtet, so darf er es doch nicht ohne ausdrückliche Warnung der andern in das Programm aufnehmen. Denn was Lesern nur eine Schwierigkeit bedeutet, auf die sie verzichten oder mit der sie's immer von neuem versuchen mögen, kann Hörern eine Pein sein. Darum muß solchen, die, etwa gar als Neulinge, nur ein Interesse an Stofflichem in diesen Saal geführt hat, gesagt werden, daß es sich im Kapitel zur Sprachlehre um Dinge handelt, die lediglich zur Belehrung dienen, und daß einem Vortrag über Konjunktive, Pronomina, Tempora, Kasus und dergleichen Hindernisse einer angeregten Unterhaltung eben diese nicht abzugewinnen wäre; wiewohl gerade in solchem Zusammenhang die Welt zwischen Neuer Freier Presse und Bekessy eine beträchtliche und namentliche Rolle spielt. Doch geht es hier an kein Schädelspalten, nur an ein Haarspalten, und eben dieses würde ein Kopfzerbrechen erfordern, welches nicht jedermanns Sache ist. Ein Verlassen des Saales nun während des Vortrags dürfte bei aller Achtung vor der geistigen Ehrlichkeit solchen Entschlusses doch auf wenig Sympathie bei den Hörwilligen stoßen, denen die natürliche Schwierigkeit durch die Störung vermehrt würde. Nun aber, da einem »Discite moniti!«, welches ja den Inhalt des Vortrags bildet, eine Warnung, zu lernen, vorangeschickt ist, darf auch der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß keiner, der nur den Willen des Herzens hat, zu hören und die Sprache, die er spricht, kennen zu lernen, es bereuen wird. Ihn wird, wiewgleich zunächst befremdend, eine leidenschaftliche Pedanterie nicht abstoßen, an Dinge gewendet, die schließlich auch ihm wichtiger erscheinen könnten als alles, was es im Staats- und Gesellschaftsleben gibt und welche der Gewinn sein werden an einer geistigen und moralischen Zucht, die ihm eben dort abhanden kommt.

Gunn

V 159.6

sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und schickt es gerne. . . .

Halb, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er

plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Féliçien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit.« »Nun«, sagte Finot, der mit Vernou auf Loussteau zutrat, »du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt.« »Du hast sie Braulard verkauft?« »Was machst's? Du bekommst schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach, daß ich's nicht vergessen! Es ist abgemacht, daß wir Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweihundert Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab, einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er will einen neuen Autor im selben Genre kreieren. Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen.« »Aber ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der Gaieté«, sagte Loussteau. »Was machst's? Du sagst ihm, der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen, du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank

schuldig.« . . .

»Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand,

der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gemanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der

Vorname

Theater der Dichtung

— wie bei

Architektensaal, 30. Januar:

Nestroy: Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab (Musik von Mechtild Lichnowsky) [Die Zusatzstrophe zum Couplet des Überall wiederholt.] Begleitung: Victor Junk.
Mit der alten Programmotiz.

— Spiel



Wolfgang Haverick = Witz (abgelesen)
mit der Strophe

—

ganzen Familie erhalten und neu aufbauen geholfen. Hätten wir aber die Pflicht gehabt, die Eltern zu verständigigen, dann wäre allen geschadet, aber niemand genutzt gewesen. Darum möge auch in Zukunft an der Schweigepflicht festgehalten werden. • Der Mann hat nur zu recht. Aber er hat vergessen, zu erwähnen, daß das Schweigen in solchen Fällen auch dem Besitzer des Sanatoriums eine Frucht trägt. Sie wäre noch ergiebiger, wenn man die andere besetzen könnte. Das verbietet allerdings ein tüchtiges Gesetz, und noch nie hat sich bekanntlich durch dessen Übertretung der mutigste Gynäkolog (dem sonst in die Hose nicht das Herz fällt) in der Karriere behindern lassen. Immerhin wird die Diskretion über eine Geburt noch immer besser bezahlt als der Verrat einer Fruchtabtreibung. Die jungen Damen aus vornehmem Hause, die in guter Hoffnung und bestem Glauben in das Sanatorium kommen, würden sich künftig überlegen, wenn die Nachfrage der Eltern die Entbindung vom ärztlichen Berufsgeheimnis bedingte. Es wird ihnen ohnehin nicht angenehm sein, daß von offizieller Seite im Neuen Wiener Journal für alle Zukunft das harmloseste Frauenleiden als Schwangerschaft verdächtigt wird. Manche Frau, die es sich versagen möchte, dem Reporter ein zartes Geheimnis ins Ohr zu flüstern, das sie ihrem Gatten vorenthalten muß, wird den Weg ins Sanatorium scheuen, wo man sich allzulaut des Schweigens rühmt. Und vor allem wird vielleicht jene junge Dame selbst fortan unter dem Argwohn der Eltern und des glücklichen Mannes zu leiden haben; denn sie konnte zwar die Existenz ihres Kindes verheimlichen, aber das 'Neue Wiener Journal' kommt ins Haus, und eines Tages erkennt sie, daß der Aufenthalt im Sanatorium nicht ohne Folgen geblieben ist. So hat die ärztliche Diskretion wieder einmal das Glück einer Ehe, nein, das Glück einer ganzen Familie erhalten, nein, mehr als das: neu auf-

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeite, wo ich mir sagen mußte, ich versuche die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlocke

Finot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die 'Sultaniopaste', ein Harzöl, die 'brasilianische Mixtur' zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er tödlich schlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist Korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korumpirt oder wird korumpirt. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermassen bedeutend ist, dann zählt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

in der Zeit
mit P. Hiller
Verein d. II. Arbeitg.

Notizen

Inkognito

Die Mitteilung über den »Zwischenfall« auf dem Paneuropakongreß (Nr. 743—750, S. 67) bedarf einer wesentlichen Ergänzung. Der Bericht der Kongreßleitung über den vom Redner Dr. Kurt Hiller berichtigten Passus, welcher nur in der Arbeiter-Zeitung erschien, enthält auch insofern eine Unwahrheit, als, wie mir versichert wird, die Nennung eines preßwidrigen Namens überhaupt kein »Zischen«, sondern nur, erstaunlich genug, den »lebhaften Beifall« der Versammlung geweckt hat. (Der Protest habe sich gegen das vorher Gesagte gerichtet.) Wie unbequem aber, wenn schon nicht den Angehörigen, so doch der Regierung Paneuropas die Berufung auf mich war, geht aus der Tatsache hervor, daß die Zeitschrift »Paneuropa« (II 13/14) zwar einen ausführlichen Bericht über die Tagungen bringt, in welchem weder der Bruderkuß der beiden Studenten fehlt, noch der zweifellos tiefgefühlte Gruß der Internationalen Schauspielerorganisation, den Herr Rickel überbrachte, aber aus der Hillerschen Rede just die Stelle, die sich auf mich bezieht, herausgestrichen ist. Damit schließt sich die offizielle Berichterstattung Paneuropas der Tagespresse an, die aber wenigstens von einem nicht näher beschriebenen »Zwischenfall« zu melden mußte. Der Leiter der paneuropäischen Bewegung war so freundlich gewesen, mir die Inkognitologie des Großen Konzerthausssaales, wo der Kongreß abgehalten wurde, anzubieten. Ich hatte — noch ehe ich wußte, daß der Hintergrund mit den Bildern Kants, Napoleons und Nietzsches geschmückt sein werde — mit allem Dank für die Aufmerksamkeit abgelehnt, da ich ja überhaupt nichts mitmache. Nun ist mein Inkognito noch sicherer gewahrt. Ich glaube, daß die öffentliche Meinung Paneuropas nicht anders mit mir verfahren würde als die Europas und über den Zwischenfall, wie immer er in Erscheinung träte, zur Tagesordnung überginge.

Lehrer der Demokratie

10

Lehrer der Demokratie

sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und schickt es gerne

Halt, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Félicien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit.« »Nun«, sagte Finot, der mit Vernou auf Lousteau zutrat, »du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt.« »Du hast sie Braulard verkauft?« »Was macht's? Du bekommst schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach, daß ich's nicht vergesse! Es ist abgemacht, daß wir Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweihundert Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab, einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er will einen neuen Autor im selben Genre kreieren. Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen.« »Aber ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der Gaïeté«, sagte Lousteau. »Was macht's? Du sagst ihm, der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen, du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank schuldig.« . . .

»Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der

In Nr. 735-742, S. 60 Z. 4 v. u. statt »ergeben, auch dem ...
 bedürfen, einen Aufsatz« : ... ergeben, dem ... bedürfen,
 noch einen Aufsatz.

In Nr. 743-750, S. 88, Z. 7 statt »Nacht.« : Nacht; S. 90,
 Z. 14 v. u. nach »Ding« ein Komma.

h. l. M.

ganzen Familie erhalten und neu aufbauen geholfen. Hätten wir aber die Pflicht gehabt, die Eltern zu verständigen, dann wäre allen geschadet, aber niemand genützt gewesen. Darum möge auch in Zukunft an der Schweigepflicht festgehalten werden.« Der Mann hat nur zu recht. Aber er hat vergessen, zu erwähnen, daß das Schweigen in solchen Fällen auch dem Besitzer des Sanatoriums eine Frucht trägt. Sie wäre noch ergiebiger, wenn man die andere beseitigen könnte. Das verbietet allerdings eintörichtes Gesetz, und noch nie hat sich bekanntlich durch dessen Übertretung der mutigste Gynäkolog (dem sonst in die Hose nicht das Herz fällt) in der Karriere behindern lassen. Immerhin wird die Diskretion über eine Geburt noch immer besser bezahlt als der Verrat einer Fruchtabtreibung. Die jungen Damen aus vornehmerm Hause, die in guter Hoffnung und bestem Glauben in das Sanatorium kommen, würden sich künftig überlegen, wenn die Nachfrage der Eltern die Entbindung vom ärztlichen Berufsgeheimnis bedingte. Es wird ihnen ohnehin nicht angenehm sein, daß von offizieller Seite im ‚Neuen Wiener Journal‘ für alle Zukunft das harmloseste Frauenleiden als Schwangerschaft verdächtigt wird. Manche Frau, die es sich versagen möchte, dem Reporter ein zartes Geheimnis ins Ohr zu flüstern, das sie ihrem Gatten vorenthalten muß, wird den Weg ins Sanatorium scheuen, wo man sich allzulaut des Schweigens rühmt. Und vor allem wird vielleicht jene junge Dame selbst fortan unter dem Argwohn der Eltern und des glücklichen Mannes zu leiden haben; denn sie konnte zwar die Existenz ihres Kindes verheimlichen, aber das ‚Neue Wiener Journal‘ kommt ins Haus, und eines Tages erkennt sie, daß der Aufenthalt im Sanatorium nicht ohne Folgen geblieben ist. So hat die ärztliche Diskretion wieder einmal das Glück einer Ehe, nein, das Glück einer ganzen Familie erhalten, nein, mehr als das: neu auf-

36

zurück
(auf h
manne)

...ersehen, auch dann...

...ersehen, auch dann... In Nr. 735—742, S. 60, Z. 4 v. u. statt »bedürfen, einen Aufsatz«
bedürfen, noch einen Aufsatz!

In Nr. 743—750, S. 88, Z. 7 statt »Nacht.«: Nacht; S. 90,
Z. 14 v. u. nach »Ding« ein Komma.

ganzen Familie erhalten und neu aufbauen geholfen. Hätten wir aber die Pflicht gehabt, die Eltern zu verständigen, dann wäre allen geschadet, aber niemand genützt gewesen. Darum möge auch in Zukunft an der Schweigepflicht festgehalten werden.◀ Der Mann hat nur zu recht. Aber er hat vergessen, zu erwähnen, daß das Schweigen in solchen Fällen auch dem Besitzer des Sanatoriums eine Frucht trägt. Sie wäre noch ergiebiger, wenn man die andere beseitigen könnte. Das verbietet allerdings eintörichtes Gesetz, und noch nie hat sich bekanntlich durch dessen Übertretung der mutigste Gynäkolog (dem sonst in die Hose nicht das Herz fällt) in der Karriere behindern lassen. Immerhin wird die Diskretion über eine Geburt noch immer besser bezahlt als der Verrat einer Fruchtabtreibung. Die jungen Damen aus vornehmerm Hause, die in guter Hoffnung und bestem Glauben in das Sanatorium kommen, würden sich künftig überlegen, wenn die Nachfrage der Eltern die Entbindung vom ärztlichen Berufsgeheimnis bedingte. Es wird ihnen ohnehin nicht angenehm sein, daß von offizieller Seite im ‚Neuen Wiener Journal‘ für alle Zukunft das harmloseste Frauenleiden als Schwangerschaft verdächtigt wird. Manche Frau, die es sich versagen möchte, dem Reporter ein zartes Geheimnis ins Ohr zu flüstern, das sie ihrem Gatten vorenthalten muß, wird den Weg ins Sanatorium scheuen, wo man sich allzulaut des Schweigens rühmt. Und vor allem wird vielleicht jene junge Dame selbst fortan unter dem Argwohn der Eltern und des glücklichen Mannes zu leiden haben; denn sie konnte zwar die Existenz ihres Kindes verheimlichen, aber das ‚Neue Wiener Journal‘ kommt ins Haus, und eines Tages erkennt sie, daß der Aufenthalt im Sanatorium nicht ohne Folgen geblieben ist. So hat die ärztliche Diskretion wieder einmal das Glück einer Ehe, nein, das Glück einer ganzen Familie erhalten, nein, mehr als das: neu auf-

4

In Nr. 735—742, S. 60, Z. 4—6 v. u. statt »ergeben, auch dem . . .
bedürfen, einen«: └ ergeben, dem . . . bedürfen, noch einen. u s

In Nr. 743—750, S. 88, Z. 7 statt »Nacht.«: *Nacht*; S. 90,
Z. 14 v. u. nach »Ding« ein Komma.

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeiten, wo ich mir sagen lassen mußte, ich versuche die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte....

Fintot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Fintot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Fintot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die 'Sultani pasta', ein Haaröl, die 'brasilianische Mixtur' zahlen für ein schmerzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Fintot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er töge schlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist Korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korumpirt oder wird korumpirt. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermassen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden....

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

4

10. Dezember 1926

Hochgeehrter Herr!

Wenn es für das Wirken Georg Jahodas überhaupt einen Berufungsfall gibt, so kann es nur die Hingabe Salomon Hirzels an das Grimmsche Wörterbuch sein. Jacob Grimm dankte diesem Manne am 2. März 1854 mit den folgenden Worten:

»vielleicht aber gibt es in unsrer ganzen literatur noch kein beispiel einer so aufopfernden Anhänglichkeit, wie sie Hirzel dem in sein theil gefällnen Wörterbuch überall sinnig bethätigt: er liest jeden bogen vor dem abdruck durch und seine vertrautheit mit der sprache und den dichtern, zumal aber, wie man weiß, mit Göthe flöszt ihm lauter feine bemerkungen ein. kann der verfasser sich eine günstigere lage wünschen?«

Georg Jahoda kannte diese Stelle. Ich habe sie ihm einmal aus dem Wörterbuch (Einleitung zum ersten Bande, Sp. LXVII) vorgelesen und weiß, daß er mich verstanden hat.

Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Ihnen dies aus dem schmerzlichen Anlaß, der sich je ergeben konnte, schreibe.

In alter Verehrung und Dankbarkeit

P. G.

H G
M.

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeite, wo ich mir sagen lassen mußte, ich verschönchte die Abonnementen, während ich sie im Gegenteil anlockte. . . .

Finot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die 'Sultaniapasta', ein Haaröl, die 'brasilianische Mixtur' zahlen für ein schmerzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, und wenn er mit Exemplaren geizte, würde er totgeschlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hunderte andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist Korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korumpiert oder wird korumpiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermassen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden. . . .

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

Lawrence, Kansas,
den 11. Dezember 1926.

Sehr geehrter Verlag!

Daß der Herausgeber der Fackel auf fremde Anregungen nicht angewiesen ist, wissen seine Leser recht wohl. Trotzdem will ich mir erlauben, auf eine Annehmlichkeit, welche ich im eignen Fall als Wohltat empfinden würde, hinzuweisen, die er seinen Lesern bereiten könnte und die sie ihm sehr danken müßten.

Es ist oft äußerst schwierig, wenn man gerade ein Gedicht von einem früheren Mitarbeiter der Fackel wieder lesen möchte, die gewünschten Verse zu finden, nie weiß man Heft oder Jahrgang genau, und so muß man immer wieder in den schon sowieso zerlesenen Heften nachschlagen, bis endlich das Gesuchte gefunden ist. Hätte man das alles handlich beisammen, so könnte man nach Lust blättern, und es wäre eine so schöne Gabe für die Freunde der Fackel. Ein Gedichtband: Lyrik der Fackel, von Karl Kraus ausgewählt — das ergäbe eine kleine Anthologie, die einmal zur Abwechslung keine Geistesbeleidigung wäre!

Hochachtungsvoll/
A. B.

15

sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und schickt es gerne . . .

Halt, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Féliçien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit.« »Nun«, sagte Finot, der mit Vernou auf Lousteau zutrat, »du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt.« »Du hast sie Braillard verkauft?« »Was machst's? Du bekommst schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach, daß ich's nicht vergessen! Es ist abgemacht, daß wir Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweihundert Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab, einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er will einen neuen Autor im selben Genre kreieren. Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen.« »Aber ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der Gaieté«, sagte Lousteau. »Was machst's? Du sagst ihm, der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen, du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank schuldig.« . . .

»Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der

7

13

Lawrence, Kansas,
den 11. Dezember 1926.

Sehr geehrter Verlag!

Daß der Herausgeber der Fackel auf fremde Anregungen nicht angewiesen ist, wissen seine Leser recht wohl. Trotzdem will ich mir erlauben, auf eine Annehmlichkeit, welche ich im eignen Fall als Wohltat empfinden würde, hinzuweisen, die er seinen Lesern bereiten könnte und die sie ihm sehr danken müßten.

Es ist oft äußerst schwierig, wenn man gerade ein Gedicht von einem früheren Mitarbeiter der Fackel wieder lesen möchte, die gewünschten Verse zu finden, nie weiß man Heft oder Jahrgang genau, und so muß man immer wieder in den schon sowieso zerlesenen Heften nachschlagen, bis endlich das Gesuchte gefunden ist. Hätte man das alles handlich beisammen, so könnte man nach Lust blättern, und es wäre eine so schöne Gabe für die Freunde der Fackel. Ein Gedichtband: Lyrik der Fackel, von Karl Kraus ausgewählt — das ergäbe eine kleine Anthologie, die einmal zur Abwechslung keine Geistesbeleidigung wäre!

Hochachtungsvoll
A. B.

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeite, wo ich mir sagen lassen mußte, ich verschauchte die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte. . . .

Finot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die 'Sultaniinpasta', ein Haaröl, die 'brasilianische Mixtur' zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er folgende schlagen. Das ist gemein, aber ich liebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist Korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korumpiert oder wird korumpiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermassen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden. . . .

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

Hochgeehrter Herr!

Wir danken Ihnen bestens für Ihr so freundliches Interesse; müssen Ihnen aber offen bekennen, daß an jede andere Buchausgabe eher zu denken wäre als an die von Ihnen freundlich angeregte. In Anbetracht der Entwicklung, die gerade etliche unter jenen lyrischen Mitarbeitern als Erfolgsjäger und in die Journalistik leider genommen haben, könnte es sich höchstens um eine planmäßige Ausgabe von Beiträgen handeln, die in der Fackel zu Unrecht Platz gefunden haben. Dies gilt natürlich nur für einen Teil jener Beiträge, der doch aber in einer Ausgabe, wie Sie sie im Sinne haben, keineswegs fehlen dürfte. Mögen nun auch manche Leser eine solche wünschen, der Herausgeber selbst vermißt sie ganz und gar nicht. Wäre aber nur der rein buchhändlerische Standpunkt maßgebend (was er für eine Buchausgabe der Fackel in keinem Fall sein kann), so mögen Sie überzeugt sein, daß nicht hundert Leser für ein solches Buch in Betracht kämen, es wäre denn, daß man seine Verbreitung der Beliebtheit des Herrn Werfel danken sollte. Ganz abgesehen von all dem läßt die fortdauernde Arbeit so wenig Zeit übrig, um auch nur ein Teilchen der vielen noch zu besorgenden und wichtigen Buchausgaben zu bewältigen, daß an die Arbeit, die Sie in der anerkanntesten Absicht vorschlagen, auch dann nicht gedacht werden könnte, wenn sie als solche dem Herausgeber wünschenswert schiene. Die von Ihnen berührte Schwierigkeit, alte Beiträge aufzufinden, besteht doch wohl in weit höherem Grade und empfindlicher gegenüber den tausend Glossen, deren Titel nicht gleich einem Autornamen vom Umschlag der Fackel abzulesen ist. Wer diese Autoren noch leichter auffinden möchte, muß sie eben in ihren eigenen Ausgaben aufsuchen, wo sie sich ihres Ursprungs freilich kaum rühmen dürften. Aber der Herausgeber der Fackel hat nicht die geringste Ursache, ihn zu reklamieren, es wäre denn dort, wo Publikums- und Preßlieblinge, die ihm leider den Start verdanken, gegen ihn frech werden. Ohneweiters ist zuzugeben, daß die alte Leistung, die zweifellos in strengerer Zucht entstanden ist, von der Entwicklung und dem geistigen Verrat solcher Autoren nicht völlig annulliert werden kann. Wir möchten Sie aber bitten, sich nur die Arbeit der Kommentierung vorzustellen, zu der man bei der Hinausstellung eines Stücks Geschichte der Fackel genötigt wäre, um Mißverständnissen zu begegnen, nicht ohne sich gleich neue polemische Last aufzuladen. Wir zweifeln nicht, daß Sie die Gründe, die der Erfüllung Ihres Wunsches entgegenstehen, würdigen werden, und benützen die Gelegenheit, Ihnen für Ihre so oft bekundete Teilnahme herzlichst zu danken.

In vorzüglicher Hochachtung

sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und

schickt es gerne . . .

Halt, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er

plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Félicien

Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist

wie eine geheime Krankheit.« »Nun«, sagte Finot,

der mit Vernou auf Lousteau zutrat, »du hast eine

Première. Ich habe über die Loge verfügt.« »Du hast

sie Braulard verkauft?« »Was macht's? Du bekommst

schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach,

daß ich's nicht vergessen! Es ist abgemacht, daß wir

Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweiundert

Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab,

einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er

will einen neuen Autor im selben Genre kreieren.

Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen.« »Aber

ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der

Gaieté«, sagte Lousteau. »Was macht's? Du sagst ihm,

der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen,

du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank

schuldig.« . . .

»Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand,

der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde

gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Ge-

danke, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die

Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben,

wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Ge-

schaft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder

verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem.

Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je

schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat

es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann

erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also

im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um

das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler

will warten, das Buch von heute muß morgen ver-

kauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen

die Verleger die gewichtigsten Bücher ab, die der

79¹⁹
Wien, 28. Dezember

Hochgeehrter Herr!

Wir danken Ihnen bestens für Ihr so freundliches Interesse, müssen Ihnen aber offen bekennen, daß an jede andere Buchausgabe eher zu denken wäre als an die von Ihnen freundlich angeregte. In Anbetracht der Entwicklung, die gerade etliche unter jenen lyrischen Mitarbeitern als Erfolgsjäger und in die Journalistik leider genommen haben, könnte es sich höchstens um eine planmäßige Ausgabe von Beiträgen handeln, die in der Fackel zu Unrecht Platz gefunden haben. Dies gilt natürlich nur für einen Teil jener Beiträge, der doch aber in einer Ausgabe, wie Sie sie im Sinne haben, keineswegs fehlen dürfte. Mögen nun auch manche Leser eine solche wünschen, der Herausgeber selbst vermißt sie ganz und gar nicht. Wäre aber nur der rein buchhändlerische Standpunkt maßgebend (was er für eine Buchausgabe der Fackel in keinem Falle sein kann), so mögen Sie überzeugt sein, daß nicht hundert Leser für ein solches Buch in Betracht kämen, es wäre denn, daß man seine Verbreitung der Beliebtheit des Herrn Werfel danken sollte. Ganz abgesehen von all dem läßt die fortdauernde Arbeit so wenig Zeit übrig, um auch nur ein Teilchen der vielen noch zu besorgenden und wichtigen Buchausgaben zu bewältigen, daß an die Arbeit, die Sie in der anerkanntesten Absicht vorschlagen, auch dann nicht gedacht werden könnte, wenn sie als solche dem Herausgeber wünschenswert schiene. Die von Ihnen berührte Schwierigkeit, alte Beiträge aufzufinden, besteht doch wohl in weit höherem Grade und empfindlicher gegenüber den tausend Glossen, deren Titel nicht gleich einem Autornamen vom Umschlag der Fackel abzulesen ist. Wer diese Autoren noch leichter auffinden möchte, muß sie eben in ihren eigenen Ausgaben aufsuchen, wo sie sich ihres Ursprungs freilich kaum rühmen dürften. Aber der Herausgeber der Fackel hat nicht die geringste Ursache, ihn zu reklamieren, es wäre denn dort, wo Publikums- und Preßliebhaber, die ihm leider den Start verdanken, gegen ihn frech werden. Ohneweiters ist zuzugeben, daß die alte Leistung, die zweifellos in strengerer Zucht entstanden ist, von der Entwicklung und dem geistigen Verrat solcher Autoren nicht völlig annulliert werden kann. Wir möchten Sie aber bitten, sich nur die Arbeit der Kommentierung vorzustellen, zu der man bei der Hinausstellung eines Stücks Geschichte der Fackel genötigt wäre, um Mißverständnissen zu begegnen, nicht ohne sich gleich neue polemische Last aufzuladen. Wir zweifeln nicht, daß Sie die Gründe, die der Erfüllung Ihres Wunsches entgegenstehen, würdigen werden, und benützen die Gelegenheit, Ihnen für Ihre so oft bekundete Teilnahme herzlichst zu danken.

~~In vorzüglicher Hochachtung~~

H. S.

ganzen Familie erhalten und neu aufbauen geholfen. Hätten wir aber die Pflicht gehabt, die Eltern zu verständigen, dann wäre allen geschadet, aber niemand genützt gewesen. Darum möge auch in Zukunft an der Schweigepflicht festgehalten werden.« Der Mann hat nur zu recht. Aber er hat vergessen, zu erwähnen, daß das Schweigen in solchen Fällen auch dem Besitzer des Sanatoriums eine Frucht trägt. Sie wäre noch ergiebiger, wenn man die andere beseitigen könnte. Das verbietet allerdings ein törichtes Gesetz, und noch nie hat sich bekanntlich durch dessen Übertretung der mutigste Gynäkolog (dem sonst in die Hose nicht das Herz fällt) in der Karriere behindern lassen. Immerhin wird die Diskretion über eine Geburt noch immer besser bezahlt als der Verrat einer Fruchtabtreibung. Die jungen Damen aus vornehmem Hause, die in guter Hoffnung und bestem Glauben in das Sanatorium kommen, würden sich künftig überlegen, wenn die Nachfrage der Eltern die Entbindung vom ärztlichen Berufsgeheimnis bedingte. Es wird ihnen ohnehin nicht angenehm sein, daß von offizieller Seite im ‚Neuen Wiener Journal‘ für alle Zukunft das harmloseste Frauenleiden als Schwangerschaft verdächtigt wird. Manche Frau, die es sich versagen möchte, dem Reporter ein zartes Geheimnis ins Ohr zu flüstern, das sie ihrem Gatten vorenthalten muß, wird den Weg ins Sanatorium scheuen, wo man sich allzulaut des Schweigens rühmt. Und vor allem wird vielleicht jene junge Dame selbst fortan unter dem Argwohn der Eltern und des glücklichen Mannes zu leiden haben; denn sie konnte zwar die Existenz ihres Kindes verheimlichen, aber das ‚Neue Wiener Journal‘ kommt ins Haus, und eines Tages erkennt sie, daß der Aufenthalt im Sanatorium nicht ohne Folgen geblieben ist. So hat die ärztliche Diskretion wieder einmal das Glück einer Ehe, nein, das Glück einer ganzen Familie erhalten, nein, mehr als das: neu auf-

3

„Deutsche Republik“ (Frankfurt a. M. I. 8. 17. Dezember, Herausgeber Reichskanzler a. D. Dr. Josef Wirth): Krieger oder Schlächter?
Von Karl Thieme. —

ganzen Familie erhalten und neu aufbauen geholfen. Hätten wir aber die Pflicht gehabt, die Eltern zu verständigen, dann wäre allen geschadet, aber niemand genützt gewesen. Darum möge auch in Zukunft an der Schweigepflicht festgehalten werden.« Der Mann hat nur zu recht. Aber er hat vergessen, zu erwähnen, daß das Schweigen in solchen Fällen auch dem Besitzer des Sanatoriums eine Frucht trägt. Sie wäre noch ergiebiger, wenn man die andere beseitigen könnte. Das verbietet allerdings ein törichtes Gesetz, und noch nie hat sich bekanntlich durch dessen Übertretung der mutigste Gynäkolog (dem sonst in die Hose nicht das Herz fällt) in der Karriere behindern lassen. Immerhin wird die Diskretion über eine Geburt noch immer besser bezahlt als der Verrat einer Fruchtabtreibung. Die jungen Damen aus vornehmem Hause, die in guter Hoffnung und bestem Glauben in das Sanatorium kommen, würden sich künftig überlegen, wenn die Nachfrage der Eltern die Entbindung vom ärztlichen Berufsgeheimnis bedingte. Es wird ihnen ohnehin nicht angenehm sein, daß von offizieller Seite im ‚Neuen Wiener Journal‘ für alle Zukunft das harmloseste Frauenleiden als Schwangerschaft verdächtigt wird. Manche Frau, die es sich versagen möchte, dem Reporter ein zartes Geheimnis ins Ohr zu flüstern, das sie ihrem Gatten vorenthalten muß, wird den Weg ins Sanatorium scheuen, wo man sich allzulaut des Schweigens rühmt. Und vor allem wird vielleicht jene junge Dame selbst fortan unter dem Argwohn der Eltern und des glücklichen Mannes zu leiden haben; denn sie konnte zwar die Existenz ihres Kindes verheimlichen, aber das ‚Neue Wiener Journal‘ kommt ins Haus, und eines Tages erkennt sie, daß der Aufenthalt im Sanatorium nicht ohne Folgen geblieben ist. So hat die ärztliche Diskretion wieder einmal das Glück einer Ehe, nein, das Glück einer ganzen Familie erhalten, nein, mehr als das: neu auf-

Buch- und Kunstrevue der 'Wirtschaftskorrespondenz für Polen'
(Katowice, 6. Oktober): »Die Fackel«.

sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und schickt es gerne

Halt, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Félicien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit.« »Nun«, sagte Finot, der mit Vernou auf Lousteau zutrat, »du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt.« »Du hast sie Braulard verkauft?« »Was macht's? Du bekommst schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach, daß ich's nicht vergesse! Es ist abgemacht, daß wir Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweihundert Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab, einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er will einen neuen Autor im selben Genre kreieren. Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen.« »Aber ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der Gaieté«, sagte Lousteau. »Was macht's? Du sagst ihm, der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen, du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank schuldig.« . . .

»Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der

Georg Lukács +

Berlin, 27. XI. 1926

Lieber Herr Jahoda,

ich bin tief traurig und erschüttert von der schrecklichen Nachricht und bedaure von ganzem Herzen, diesen lieben, einzigen Menschen, Ihren Vater, nicht anders als in der Phantasie gekannt zu haben. Immer hatte ich mich darauf gefreut, ihm einmal die Hand drücken zu dürfen. Sie selbst werden schwere Tage durchgemacht haben, und auch jetzt kommt eine Zeit der Leere und des hoffnungslosen Staunens. Es nützt ja nichts, daß man die Natur mit ihren unerbittlichen Gesetzen kennt, sie bleibt stark und läßt uns schwach und hilflos zurück. Ich möchte Ihnen nur sagen, daß ich mit Ihnen fühle. Mein kleines Buch war sein Allerletztes. Das ist so traurig zu denken, denn ich fühlte, mit welcher Liebe er an allem hing, was er unternommen hatte. Das wird es nie wieder geben! So ein feiner, lieber Mensch muß er gewesen sein.

Es grüßt Sie und wünscht Ihnen freundschaftlich alles Gute, dessen Sie in diesem Augenblick bedürfen.

M. Lichnowsky.

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeiten, wo ich mir sagen lassen mußte, ich verscheuchte die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte

Finot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die ‚Sultaninpasta‘, ein Haaröl, die ‚brasilianische Mixtur‘ zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzuklaffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er totgeschlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist Korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korrumpiert oder wird korrumpiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermaßen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

ist am 4. Dezember
Jahoda
Wald
Wald
Wald

(Schiff
Wald
von dem Mann
mit dem
von ihm
Wald)

Handwritten mark

München, am 4. Dezember 1926

Sehr geehrte Herren,
die Nachricht von dem Tode Herrn Jahodas ist allen, die ihn
persönlich oder aus der Fackel gekannt haben, ein Grund zu aufrichtiger
Trauer und wärmster Anteilnahme ~~an den Betroffenen~~ gewesen. Der
Verstorbene hat durch seine tief lebendige Beziehung zum Wort der
Fackel mehr für die Literatur unserer Zeit getan als die meisten der
heute lebenden Schriftsteller. In dieser innigen und treuen Verbunden-
heit wird das Andenken an seine Gestalt wach bleiben. Gestatten Sie
mir, Ihnen meine Kondolenz zu Ihrem schweren Verlust auszusprechen.

Handwritten mark

Mit dem Ausdruck ergebener Hochachtung

Heinrich Fischer

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeiten, wo ich mir sagen lassen mußte, ich verscheuchte die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte

Finot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die ‚Sultaninpasta‘, ein Haaröl, die ‚brasilianische Mixtur‘ zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzuklaffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er totgeschlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist Korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korrumpiert oder wird korrumpiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermaßen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

München, am 4. Dezember 1926

Sehr geehrte Herren,

die Nachricht von dem Tode Herrn Jahodas ist allen, die ihn persönlich oder aus der Fackel gekannt haben, ein Grund zu aufrichtiger Trauer und wärmster Anteilnahme gewesen. Der Verstorbene hat durch seine tief lebendige Beziehung zum Wort der Fackel mehr für die Literatur unserer Zeit getan als die meisten der heute lebenden Schriftsteller. In dieser innigen und treuen Verbundenheit wird das Andenken an seine Gestalt wach bleiben. Gestatten Sie mir, Ihnen meine Kondolenz zu Ihrem schweren Verlust auszusprechen.

Mit dem Ausdruck ergebener Hochachtung

Heinrich Fischer

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeiten, wo ich mir sagen lassen mußte, ich verscheuchte die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte

Finot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die ‚Sultaninpasta‘, ein Haaröl, die ‚brasilianische Mixtur‘ zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzuklaffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er totgeschlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist Korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korrumpiert oder wird korrumpiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermaßen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

3
—

Deutsch Lissa b. Breslau, den 22. Dez. 1926

Sehr geehrter Herr Kraus,

als eine rechte Weihnachtsüberraschung kam gestern ~~die~~ Fackel. H. d. 108
Für Ihre Freunde ist dieser — nach der großen Produktion des Jahres
kaum erhoffbare — neue starke Band die vollkommene Erfüllung eines
still gehegten Wunsches und die begehrteste, schönste Festesfreude.

Die Absicht, Ihnen dafür zu danken, wird zurückgedrängt durch
die Pflicht, Ihnen zum Heimgang Ihres Druckers, zum Verluste des
Gefährten und des Freundes aufrichtiges Beileid auszusprechen.

Vor zwei Jahren offenbarte der Geburtstagsvers die Existenz jener
Gemeinschaft, deren Erkenntnis auch dem Fremdesten Trost und Auf-
richtung bedeuten mochte. Nun ist dieses nahe und besondere Band
zerschnitten und Ihr Schmerz teilt sich dem Leser mit. Das Wunder
aber, das sich dort durch ein Vierteljahrhundert begeben, kann nicht
aufhören zu leuchten, als Wahrzeichen menschlicher Würde und als das
Vorbild einer/ so selten zeitentfernten Welt. 11

Mit dem Ausdruck der herzlichen
Teilnahme, aber auch an dieser
Stelle mit dem des Dankes
Ihr sehr ergebener
R. T.

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeite, wo ich mir sagen lassen mußte, ich verschneute die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte

Finit ist Chredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finit befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finit mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die Sultaniopasta, ein Haaröl, die „brasilianische Mixtur“ zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finit verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er tödlich schlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hunderte andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist korrupt; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korruptiert oder wird korruptiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermaßen bedeutend ist, dann zählt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

Deutsch Lissa b. Breslau, den 22. Dez. 1926

Sehr geehrter Herr Kraus,

als eine rechte Weihnachtsüberraschung kam gestern »Die Fackel«. Für Ihre Freunde ist dieser — nach der großen Produktion des Jahres kaum erhoffbare — ~~eine~~ starke Band die vollkommene Erfüllung eines still gehegten Wunsches und die begehrteste, schönste Festesfreude.

Die Absicht, Ihnen dafür zu danken, wird zurückgedrängt durch die Pflicht, Ihnen zum Heimgang Ihres Druckers, zum Verluste des Gefährten und des Freundes aufrichtiges Beileid auszusprechen.

Vor zwei Jahren offenbarte der Geburtstagvers die Existenz jener Gemeinschaft, deren Erkenntnis auch dem Fremdesten Trost u. Auf- richtung bedeuten mochte. Nun ist dieses nahe und besondere Band zerschnitten und Ihr Schmerz teilt sich dem Leser mit. Das Wunder aber, das sich dort durch ein Vierteljahrhundert begeben, kann nicht aufhören zu leuchten, als Wahrzeichen menschlicher Würde u. als das Vorbild einer + so selten, zeitentfernten + Welt.

Mit dem Ausdruck der herzlichen
Teilnahme, aber auch an dieser
Stelle mit dem des Dankes
Ihr sehr ergebener

R. T.

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeiten, wo ich mir sagen lassen mußte, ich versuche die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte

Finot ist Chetredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billlets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot betriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die 'Sultaniapasta', ein Haaröl, die 'trasilianische Mixtur' zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er todschlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist Korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korumpiert oder wird korumpiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermassen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

10. Dezember 1926

Hochgeehrter Herr!

Wenn es für das Wirken Georg Jahodas überhaupt einen Berufungsfall gibt, so kann es nur die Hingabe Salomon Hirzels an das Grimmsche Wörterbuch sein. Jacob Grimm dankte diesem Manne am 2. März 1854 mit folgenden Worten: *dan*

vielleicht aber gibt es in unsrer ganzen literatur noch kein beispiel einer so aufopfernden Anhänglichkeit, wie sie Hirzel dem in sein theil gefallnen Wörterbuch überall sinnig bethätigt: er liest jeden bogen vor dem abdruck durch und seine vertrautheit mit der sprache und den dichtern, zumal aber, wie man weiß, mit Goëthe flößt ihm lauter feine bemerkungen ein. kann der verfasser sich eine günstigere lage wünschen? *1/3*

Georg Jahoda kannte diese Stelle. Ich habe sie ihm einmal aus dem Wörterbuch (Einleitung zum ersten Bande, Sp. LXVII) vorgelesen und weiß, daß er mich verstanden hat.

Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Ihnen dies aus dem schmerzlichen Anlaß, der sich je ergeben konnte, schreibe. *100*
In alter Verehrung und Dankbarkeit

P. G.

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeiten, wo ich mir sagen mußte, ich versuche die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte. . . .

Finot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die 'Sultaniinpasta', ein Haaröl, die 'brasilianische Mixtur' zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er totgeschlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korumpiert oder wird korumpiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermaßen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden. . . .

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-